

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 52.

Donnerstag, 1. März

1928.

(Schluß.)

Das Fornitpulver.

(Nachdruck verboten.)

Von Otto Scherwin.

Detektivroman aus dem Tagebuch des Dr. Lutz.

Der goldbetrehte Portier befand sich gerade in eifrigem Gespräch mit einem Hotelgäst und nahm von Lutz in seiner Chausseetracht nicht die geringste Notiz.

Wir warteten geduldig, bis der Portier dem Herrn den genauen Weg zum Neroberg erklärt hatte, dann wandte sich Lutz höflich an den Goldbetreten und erbat die Zimmernummer des Herrn Baron von Hellriegl.

Der Portier schien die Frage vollständig überhört zu haben. Ohne Lutz auch nur eines Blides zu würdigen, ging er nach dem Hintergrund seiner Loge und schaltete das Telefon ein.

Ich ärgerte mich nicht schlecht über den eingebildeten Kerl, auf Lutz schien jedoch dessen Benehmen nicht den geringsten Eindruck zu machen. Er wartete ruhig, bis der Portier eine Anweisung, betreffend den Transport eines Koffers zum Bahnhof, durch das Telefon weitergegeben hatte, dann fragte er nochmals in ausgekaut höflicher Art, aber mit einem leichten Unterton von Ironie: „Wollen Sie die Güte haben und mir sagen, welche Zimmernummer Herr Baron von Hellriegl bei Ihnen bewohnt?“

„Der Herr Baron dürften jetzt kaum zu sprechen sein“, antwortete der Portier kurz.

„Danach habe ich Sie doch gar nicht gefragt. Ich wünsche nur die Zimmernummer zu wissen. Alles andere geht Sie nichts an.“

Diese in ziemlich scharfem Tone erteilte Abschaffung verfehlte ihre Wirkung nicht.

Bedeutend höflicher sagte der Portier: „Herr Baron von Hellriegl und Frau Gemahlin bewohnen Zimmer Nummer einhundertsebenundzwanzig und einhundertsachtundzwanzig erste Etage. Ich will anfragen, ob die Herrschaften zu sprechen sind.“

„Auch das ist völlig überflüssig. Wir mesden uns selbst.“

„Aber ich muß doch — —“ sagte der Portier, unterbrach sich aber plötzlich und rief höflichst die Mühle vom Kopfe. Fischer war nämlich einen Schritt vorgetreten und hatte seinen Überrock auf der linken Seite zurückgeschlagen. Auf der Weste wurde ein Metallschild sichtbar, dessen Bedeutung dem Hotelportier genau genug bekannt war.

„Entschuldigen Sie, Herr Kommissar — aber das könnte ich doch natürlich nicht wissen“, sagte er in völlig verändertem Ton. „Handelt es sich tatsächlich um den Herrn Baron von Hellriegl?“

„Ja wohl“, erwiderte Lutz. „Er ist doch wohl anwesend?“

„Gewiß, Herr Kommissar, er ist soeben von der Bahn gekommen, wo er seine Frau Gemahlin abgeholt hat. Augenblicklich befindet er sich auf seinem Zimmer.“

„Wie lange wohnt er bei Ihnen?“

„Erst seit vorgestern, Herr Kommissar.“

„Dann lassen Sie uns, bitte, nach den Zimmern des Herrn Baron führen.“

„Sofort. — Louis!“ rief er einem der im Vestibill herumstehenden livrierten Burschen zu. „Geleite die Herren auf Zimmer Nummer 127.“

Da wo die Treppe auf den Korridor des ersten

Stocks mündete, blieb Werner zurück. Wir anderen schritten den Gang hinunter, gefolgt von den neunjährigen Blicken zweier Zimmermädchen, die im Korridor herumstanden.

Scheinbar hatte der Portier auch den Hotelsdirektor oder dessen Sekretär mobil gemacht, denn als ich mich zufällig umdrehte, sah ich einen Herrn mit fliegenden Gehrockschößen eiligst die Treppe herauskommen.

Vor Nummer einhundertsebenundzwanzig angekommen, klopfte Fischer an und öffnete, ohne eine Antwort abzuwarten, schnell die Tür.

Das elegant möblierte Zimmer war leer, doch vernahm man durch die offene Verbindungstür im Nebenzimmer Stimmengewirr, deutlich unterschied ich das helle Lachen der Tänzerin.

Wir durchschritten eiligst das leere Zimmer und betraten durch die Verbindungstür den Nebenraum, wo Muschel sich sofort vor die Tür, die auf den Gang führte, postierte, während Brunner mit seiner Person das Fenster verstopfte.

Im Zimmer befand sich außer der Tänzerin, die vor einem großen Spiegel damit beschäftigt war, sich die Haare aufzustechen, nur ein elegant gekleideter, blonder, junger Mann, der rittlings auf einem Stuhle saß und eine Zigarette zwischen den Zähnen haltend, Carlotta in ihrer Beschäftigung zusah.

Bei unserem überraschenden Eintritt sprang er von seinem Stuhl auf und schrie Fischer, der ihm zunächst stand, zornig an.

Was fällt Ihnen in des drei Teufels Namen denn ein? Wie können Sie es wagen, ohne anzuklopfen, hier einzudringen?“

Fischer legte ruhig, nachdem er mit Brunner einen schnellen Blick gewechselt hatte, seinen Hut auf den Tisch, schlug dann gelassen den Rock zurück und sagte, auf seine Marke zeigend: „Wir sind Beamte der Frankfurter Kriminalpolizei. — Herr Baron von Hellriegl, alias Gaston Herming — im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet. — Vermeiden Sie im eigensten Interesse jedes Aufsehen, und folgen Sie uns.“

„Sie sind wohl verrückt!“ brauste Herming auf, „ich verstehe nicht — —“

Weiter kam er nicht. Lutz war unauffällig hinter ihm getreten, hatte ihn mit einem Ruck auf den Stuhl zurückgeworfen und seine beiden Arme nach hinten gerissen.

Diesen Augenblick hatte Muschel abgewartet. Ein Paar stählerne Patenthandschellen, die er aus seiner Tasche gezogen hatte, legten sich um Hermings Handgelenke — ein metallisches Klirren — und die Verschlußfeder schnappte ein.

Mit einem leichten Lächeln auf den Lippen trat Lutz vor den sprach- und rührlos basthenden Herming.

„Entschuldigen Sie“, sagte er, seine Mühle ziehend, „wenn ich etwas unzart sein müßte, aber nach den Erfahrungen, die ich schon früher mit Ihnen gemacht habe, weiß ich es für zweitmäßiger, einem eventuellen Angriff Ihrerseits vorzukommen. — Wir beide sind nämlich alte Bekannte. Ich bin augenblicklich wohl ein wenig

verändert — aber — vielleicht kennen Sie mich jetzt besser."

Bei diesen Worten riß er mit zwei Bewegungen seinen Schnurr- und Kinnbart ab und richtete seine Blicke scharf auf Herming.

Ein Schimmer des Erkennens, des Ärgers, der Wut flog über dessen bisher blasses Gesicht. Das Blut schoß ihm spontan in den Kopf, die Adern auf seiner Stirn schwollen an.

„Doktor Luž — !“ rief er mit heiserer Stimme aus.

„Jawohl“, sagte Luž kalt, „endlich sehen wir uns wieder.“

„Sie Schuft — ! Sie ganz gemeiner Schuft — !“ stieß Herming zitternd vor Wut aus. „Aber lachen Sie nicht zu früh, wir rechnen ab, wir beide — — Einige Jahre werde ich ja wohl zu sitzen bekommen, weil ich den Idioten von Schweizer Spitzel da drüben fätmachen wollte. Ich bin froh, daß er nicht um die Ecke gegangen ist, denn desto früher komme ich wieder aus dem Loch. — Und dann — ? Dann gnade Ihnen Gott, Luž.“

„Es tut mir aufrichtig leid“, erwiderte Luž ruhig lächelnd, „aber ich fürchte, daß Sie Ihre Vergeltungspläne erst im Jenseits realisieren können. — Ihr Gedächtnis scheint gelitten zu haben, sonst müßten Sie sich erinnern, daß ich außer dem Mordversuch an dem Schweizer Detektiv und dem Einbruch bei Forner in Frankfurt am Main, dessen Sie beschuldigt werden, auch noch eine dritte Anklage gegen Sie habe, und — diese Anklage lautet — auf — — Mord — — !“

„Mord — ?“ rief Fischer erstaunt aus, „davon weiß ich ja noch gar nichts.“

„Aber Fischer?“ jagte Luž in komisch gespieltem Erstaunen, „sollten Sie wirklich nicht wissen, was für ein sel tener Fischer Ihnen ins Nein gegangen ist? — Geben Sie mal gut acht.“

Bei diesen Worten zog er lächelnd einen blonden Vollbart aus seiner Rocktasche und legte ihn dem völlig zusammengebrochenen Herming vor das Gesicht. Dann nahm er aus der anderen Rocktasche eine Kabinettphotographie, die er Fischer hinreichte.

„Betrachten Sie das Bild, und vergleichen Sie es mit dem hierzihenden Original. Die Ähnlichkeit ist frappant. Nicht wahr? — Und wissen Sie wirklich nicht, wen dieses Bild darstellt?“

„Nein“, sagte Fischer.

„Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen hier Herrn Wladimir Troikoff vorstelle, den Mörder des Präsidenten Geronimo Ricasuerte von Ecuador.“

„Das ist Troikoff, der den ecuadorianischen Präsidenten in Cannes im Jahre 190 . . . erschossen hat — —“ rief Fischer aus.

„Derselbe. — Der französischen Polizei ist es nicht gelungen, des Mörders habhaft zu werden, trotz der hohen Belohnung von dreitausend Franken, die der Präfekt des Departements Alpes Maritimes ausgesetzt hatte; und wenn Sie als Polizeibeamter diese Geldprämie wohl auch kaum erhalten werden, so bleibt Ihnen und der Frankfurter Polizei doch einzig und allein das Verdienst, Troikoff ermittelt und verhaftet zu haben. — Herr Kommissar, oder ich glaube, ich kann schon beinahe bestimmt sagen, Herr Inspektor — meine herzlichsten Glückwünsche zu diesem neuen Erfolg Ihrer eminenten Tüchtigkeits — —“

Fischers Gesicht konnte bei den letzten Worten Karl Egons beim besten Willen nicht als sehr geistreich bezeichnet werden. Ich mußte mich abwenden, da ich die größte Mühe hatte, mein Lachen zu verbeißen.

Luž jedoch trat völlig ernst auf den sprachlos da stehenden Kommissar zu und schüttelte ihm die Hand.

Als er sich dann umdrehte und zur Tür schritt, zogte ein ganz leichtes, fast unmerkliches Lächeln über seinen Mund.

Auf dem Gang vor den Zimmern Nummer einhundertsebenundzwanzig und einhundertachtundzwanzig standen ein halb Dutzend Angestellte des Hotels, die stumm zur Seite traten, als Luž die Tür öffnete.

„Werner!“

„Herr Doktor.“

„Besorgen Sie sofort einen geschlossenen Wagen.“ Und ins Zimmer zurücktretend, sagte er nach einem Blick auf seine Uhr: „Ich dürfte ja jetzt wohl entbehrlich sein. Um fünf Uhr siebenundzwanzig fahre ich zurück. — Falls Sie mitwollen, Frau Baronin von Hellriegl, alias Fräulein Petersen, so finden Sie uns unten im Vestibül.“

Bei diesen Worten gab er mir einen leisen Wink, und schritt schnell zur Tür.

— Ende. —

Sein Standpunkt.

„Bist doch ein Mordskerl, lieber Sohn,
So sagt die Nachbarin —
Du siehst ja in der Schule schon!
Gehst du denn gerne hin?“

„Sehr gern! mit ehrlich treuem Blick
Das kleine Kerlchen spricht —
Sehr gerne hin, auch gern zurück,
Nur dort sein mag ich nicht!“ *Vore Dev.*

Koh-i-noor und Orloff.

Bon S. S. Auerbach.

Unter den Riesendiamanten, die wenigstens dem Namen nach auch weiteren Kreisen bekannt sind, ist der Koh-i-noor wohl der berühmteste. Über seine Entdeckung ist nichts Genaues bekannt, doch erzählt die Sage, daß er vor etwa 3000 Jahren während eines besonders trockenen Sommers im Bettel des Godovari-Flusses im südlichen Indien gefunden wurde. Die von seinem Glanz abblendenen Kinder gaben ihm den Namen „Berg des Lichts“. Wie dem auch sei, die erste zuverlässige Nachricht über diesen Edelstein finden wir in einem Bericht über die Regierungszeit von Vikramditya, dem Radja von Ujain, etwa 56 v. Chr. Dieser Herrscher soll einen Diamanten von der Größe einer Apfelsine besessen haben, welcher der Groß-Mogul hieß und nach Schätzungen moderner Sachverständiger rund 787 Karat gewogen haben muß. Viele Jahrhunderte hindurch blieb dieses Juwel geheiligter Besitz der indischen Fürsten. Es vererbte sich vom Vater auf den Sohn, bis Aurungzebe, der Sohn des Schah Zehan, seines Vaters Tod nicht abwarten konnte und das Kleinod durch Diebstahl in seinen Besitz brachte. Er mußte fliehen, kehrte aber nach seines Vaters Tode zurück und übernahm die Herrschaft. Um den Glanz des Groß-Mogul zu voller Wirkung zu bringen, ließ Aurungzebe einen prächtigen, goldstrotzenden Thron errichten, der die Form eines riesigen Götenbildes gehabt haben soll. Dann ließ er den Diamanten, wie berichtet wird, in zwei Teile zerlegen und diese dem glänzenden Göten als Augen einsetzen. So sah der zerteilte Edelstein lange Jahre hindurch auf Indiens Geschichte herab. Dann brach um 1804 Baber, der Gründer des Mogul-Reichs, in Indien ein und bemächtigte sich auch der beiden Hälften des früheren Groß-Mogul, welche nun die Hauptzweie seiner Schatzkammer in Delhi bildeten. — Von Anfang an soll auf dem Stein ein Fluch gelasst haben, der sich jetzt auszuwirken begann. Das Mogul-Reich ging an zu wanken, Kriege und Revolutionen folgten einander. Baber selbst, wie auch viele seiner Nachfolger, fanden ein gewaltiges Ende. Ein neuer Eroberer, Nadir Schah, brach von Norden herein, eroberte Delhi und nahm den früheren Herrscher gefangen. Die Sage erzählt, daß der unterlegene Fürst die beiden kostbaren Steine in seinem Turban verborgen hielt. Ihr Besitz hätte ja genügt, seine Zukunft zu sichern. Einer seiner früheren Günstlinge jedoch, der sich bei Nadir Schah beliebt machen wollte, verriet sein Geheimnis. Der Sieger nahm den Gefangenen scheinbar huldvoll auf und bot ihm als Zeichen der Freundschaft an, die Turbane auszutauschen. Ein solches Angebot ließ sich natürlich nicht abschlagen, und die kostbaren Steine kamen so in die Hände des neuen Herrschers, der seinen Vorgänger alsbald entthaupten ließ, später aber selbst ermordet wurde. Nach Jahren trug Runjeet Singh, der „Löwe von Lahore“, die beiden Steine auf seinen Armbügeln, vermutlich in dem Glauben, daß ihre geheimnisvolle Kraft ihn vor Gift und Dolch schützen würde, ja, er glaubte so fest an diese Wirkung, daß er befahl, sie mit seiner Leiche zu begraben, um auch nach seinem Tode vor den bösen Geistern der Unterwelt geschützt zu sein. Doch sein Sohn Scharith lümmerte sich nicht um den letzten Wunsch seines Vaters. Entweder glaubte er nicht an den auf den Steinen lastenden Fluch, oder es war ihm gleichgültig, was die Geister des Jenseits mit der Seele Runjeet Singhs machen würden. Aber er sollte sich nicht

lange des Besitzes freuen, denn schon bald nahm ihm Ahmed Schah, der Gründer der Abdalli-Dynastie in Kabul, Thron und Leben und erwarb die beiden Hälften des Groß-Mogul. — Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lag zuerst ein Europäer die beiden Steine am Hofe von Kabul, von wo sie um diese Zeit in den Besitz eines indischen Fürsten, der siegreich nach Afghanistan eingedrungen war, gegen eine Entschädigung von nur 250 000 Mark übergingen. An seinem Hofe wurden sie wieder einem Götzenschild als Augen eingefest, und mancher, der sie so sah, mag dunkle Pläne geschmiedet haben, um sich in den Besitz der kostbarkeiten zu setzen. Ein solcher Plan gelang einem französischen Adeligen, der sich nachts, als die Tempelhüter schliefen, in das Heiligtum schlich. Mit seinem Degen brach er den einen Stein heraus, der andere trockte seinen Anstrengungen; der Degen zerbrach, die Wächter eilten herbei, und nur mit Mühe konnte sich der Räuber in Sicherheit bringen. Die Aufregung im Tempel war natürlich groß. Um ähnlichen räuberischen Versuchen vorzubeugen, wurde das zweite diamantene Auge wieder in ein Schatzgewölbe verschlossen. Hier blieb es, das jetzt den Namen Koh-i-noor führte, bis 1849, als das Punjab von den Engländern erobert wurde. Während die Ostindische Gesellschaft alles sonstige staatliche Eigentum erhielt, wurde das kostbare Juwel nach London verbracht und der damals jugendlichen Königin Viktoria feierlich überreicht. Sein Gewicht wurde mit 186½ Karat festgestellt, sein Wert auf 3 Millionen Mark geschätzt. Danach kann man ermessen, welchen Wert der unzerstörte Stein gehabt haben muß! Im Jahre 1852 wurde der Koh-i-noor neu geschliffen, um seinen Glanz besser zur Geltung zu bringen. Die Arbeit dauerte 38 Tage und kostete 160 000 Mark. Das Gewicht betrug jetzt nur noch 106½ Karat. Seit dieser Zeit haben die Engländer den Stein im Schlosse zu Windsor behalten.

Während sich der Koh-i-noor stets an Fürstenhöfen befand, ging die zweite Hälfte des "Berg des Lichts" durch die Hände "dunstiger Ehrenmänner". Der französische Adlige, der sich diesen Stein angeeignet hatte, gelangte glücklich an die Küste und auf ein englisches Schiff. Er war hungrig, verlassen und ohne einen Pfennig, und doch barg er den größten Diamanten der Welt in seiner Tasche. Schließlich willigte der Kapitän ein, ihm 42 000 Mark dafür zu geben, ohne ihm weiter mit Fragen lästig zu fallen. Der neue Besitzer nahm den Stein mit nach London, wo er ihn an einen Händler verkaufte. Der Zwillingsschüler des berühmten Koh-i-noor ging nun Jahre lang in den Verbrecherkreisen Europas von Hand zu Hand, bis er schließlich durch einen Busall, den man sich heute noch nicht ganz erklären kann, an einen ehrlichen Diamantenhändler in Amsterdam gelangte. Dieser bot ihn dem russischen Fürsten Orloff an, der mit allen Mitteln durch die junge Kaiserin Katharina die Herrschaft über Russland zu bekommen suchte. Indessen hatte er einen gefährlichen Nebenbuhler in dem mächtigen Potemkin. Als Orloff nun von dem einzigartigen Diamanten hörte, fuhr er nach Amsterdam, und ohne lange zu feilschen, erwarb er den Stein für mehr als 6 Millionen Mark, um ihn dann seiner Kaiserin zu führen zu legen. Das Kleinod ist jetzt als "Orloff" bekannt. In Größe und Form gleicht er einem halben Taubenei. Noch heute gehört er zu den russischen Kronjuwelen, die von den Sowjets so sorgfältig geschützt werden.

Frauen-Zeitung

Die neuesten Modestoffe. Die neuen Frühlingsmodelle bringen für jene Tage, in denen die Sonne noch nicht ihren vollen Sommerglanz entfaltet, eine rein abgestuften Skala von Farbenlönen, die den Wunsch unserer Damen nach einer originellen, farbistischen Note gerecht wird. So wetteifert mit dem vielgetragenen Mauve des letzten Jahres eine zarte Nuance des Violett, die "Passionsblume" heißt. Ein anderer Ton, der vielfach in den neuen Modellen erscheint, ist "Gazelle", eine gelblich-braune Pastellfarbe. Eine entzündende rosa Tönung, die etwas heller ist als das Ultro-rosa, bietet sich in einer Farbe dar, die "errörende Rose" heißt. "Drossel" heißt ein Farbton, der die feine Färbung des Drosselleis nachahmt. Brünetten wird ein delikates blasses Gelb empfohlen, das "Mais" genannt ist. "Kastanie" ist ein rötliches Braun, das zu tiefbraunen Augen und rötlich blondem Haar vortrefflich steht. "Zulu" ist ein brauner Ton mit einem leicht goldenen Schimmer, der besonders für Wollsachen verwendet wird. Um die stärkeren Farben, wie Grün und Rot, zu einer Harmonie abzustimmen, verwendet man Stoffe von einem lichten Grau.

Das Girl wird wieder mädchenhaft! Die "Girl-Kultur", die uns die Neue Welt bescherte, hat den Ton des modernen Mädchens zu uns gebracht, dem wir heute überall begegnen. Von Amerika kam der Bubikof, kam

der kniefreie Rock, kam die Vermännlichung der Frau, die mit der Blüte des Sportgeistes und der immer größeren Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechtes Hand in Hand ging. Wird uns nun Amerika, das uns diese zweifelhafte Gabe brachte, auch wieder von der Girlkultur erlösen? Es hat ja den Anschein, als ob man sich in den Vereinigten Staaten zuerst wieder besinn und die Übertreibungen einer an sich berechtigten Bewegung, die Auswüchse der Mode aufzeigt. Das Girl von 1928 will nichts mehr zu tun haben mit dem burlesken Weinen der letzten Jahre; es bekehrt sich wieder zur Mädchenhaftigkeit. Eine führende amerikanische Frauenzeitschrift, das "Junior League Magazine", das das Organ der jüngeren Weiblichkeit von etwa dreißig stehenden amerikanischen Städten ist, unternimmt es, auf Grund der Angaben aus seinem Sekretariat die Eigenschaften dieses neuen Frauentypus zu charakterisieren. Die Mitglieder der "Junior League" aus allen Teilen des Landes haben sich zu der Frage geäußert, und das Ergebnis ist, daß man im Norden, Süden, Osten und Westen der Vereinigten Staaten von dem sogenannten "Flapper" nichts mehr wissen will. Das Mädchen mit dem austäterschen Laden, mit dem Monopol im Auge und dem jungenhaften Gebaren ist vollständig aus der Mode, so lauten die Schlussfolgerungen aus dieser Umfrage. „Der Stil des Jahres 1928 besteht für junge Mädchen in einem ruhigen und gesitteten Vertragen, in der Vermeidung aller Auffälligen in der Kleidung und in dem Vorwiegen einer ernsten Lebensanschauung.“ Das Urteil, das über den Flapper gefällt wird, ist sehr streng: „Das Girl der letzten Jahre war eine Nachkriegsercheinung. Sein Haar ähnelte über Nacht dem eines Hottentotten; seine Röcke reichten nicht mehr bis zu den Knien, es läbte dem Bruder die Zigaretten und flachte wie ein Heldewebel. Das Mädchen wurde zu einer Karikatur seiner selbst. Man schminkte sich, bis man wie ein Clown aussah, man kaute Gummi und suchte die Männer in allen ihren Unarten zu übertrumpfen. Nichts mehr davon. Mit 1928 will wieder mädchenhaft sein; ihr Benehmen ist weich und schmeichelhaft; sie kleidet sich in schwarze Seide und nicht in grell bunte Ruppen. Sie tönt ihre Schminke auf das feinste ab und atmet den Zigarettenrauch anmutig ein, statt ihn in dichten Wolken auszustoßen, und wenn sie schon Cocktail trinkt, dann tut sie es nicht, wie ihre Vorgängerin, aus der Hüftflasche, sondern aus einer Teetasse.“

Die Seligkeit des Handkusses. Das „Küß“ die Hand“ klingt dem Österreicher nicht nur als Gruß vertraut, sondern auch die darin enthaltene Aufforderung ist ihm die alltägliche Sache von der Welt. Diesen Brauch hat man in der habsburgischen Monarchie vor Jahrhunderten aus Spanien übernommen, wo der Handkuss wohl als maurische Sitte sich eingebürgert hat, und dieses Zeichen ritterlicher Verehrung der Frau ist auch heute noch in romanischen Ländern üblicher als bei uns im kalten Norden, wo ein Handkuss immerhin als eine besondere Art der Huldigung gilt. In England aber ist es ganz ungewöhnlich, daß ein Herr seine Lippen auf die Hand einer Dame drückt, und daher ist doch ein Handkuss für die Britin eine seltene Sensation. Eine viel gereiste Engländerin plaudert von der „Seligkeit des Handkusses“, und sie gesteht, daß sie auf der Karte von Europa eine unregelmäßige Kurve eingezeichnet hat, die die Grenze zwischen den Ländern mit und ohne Handkuss bildet. „Diese Linie, die den Süden von dem Norden trennt, ist für mich ein Rosenband über Erinnerungen“, schreibt sie. „Welch Erlebnis, als mir zum erstenmal die Hand gefüßt wurde! Es war in Heidelberg an einem Molenabend im Mondchein, während wir auf der Schloßterrasse saßen und unten der Fluß rauschte. Die Gesellschaft war lustig, der Rheinwein funkte in den zartgrünen Gläsern — da küßte mit ein Herr die Hand. Ich nahm es hin mit einem Gefühl des Glücks, aber mehr wie im Traum. Erst als ich dann nach Italien kam und einen Herrn im Zug kennen lernte und dieser mit zum Abschied die Hand küßte, da wußte ich, wo ich war, in einem Lande der Frauenverehrung, und ich erinnere mich, daß ich diesen Abend meine gefüßte Hand mit zärtlichen Blicken betrachtete. Diese Hand, bisher nur ein nützliches Werkzeug, mit dem ich nähen und kochen, schreiben und Klavier spielen konnte, das so oft unter dem Handschuh verborgen war, sie war nun zu einem Denkmal der Huldigung für die Frau geworden. Ich habe seitdem Österreicherinnen mit der größten Selbstverständlichkeit ihre Hände den Herren zum Küß reichen sehen; ich beobachtete junge Deutsche, die sich mit tiefer Verbeugung und zusammengeklappten Händen respektvoll über die Hände der Damen neigten. Ich habe erlebt, wie mir selbst die Hand gefüßt wurde in einem alten römischen Palast, in einer arabischen Villa, in einem sizilianischen Künstleratelier. Ein dicker Holländer legte eine kalte Nasenspitze auf meine Finger, und ein deutscher Graf befeuchtete meine Hand mit seinem Schnurrbart. Aber der Zauber ist geblieben und wenn ich wieder zu Hause bin, dann denke ich schmücklich an jene Seligkeit des Handkusses zurück.“

Haus, Hof und Garten

Des Kleingärtners Tagewerk im März.

Ein Frühlingsahnung erfüllt die ganze Natur, die sich schon langsam auf den Empfang des Frühlings rüstet. Die steigende Kraft der Sonne, die des Winters Macht gebrochen hat, lässt die Keime sprrießen, die Knospen schwollen und rütteln bereits zahlreiche Blümchen als erste Frühlingsboten auf den Plan. Weder Sturm noch Schnee vermögen die freudige Entwicklung des erwachten Naturlebens in ihrem Orte noch länger zurückzuhalten. Auch in der Tierwelt regt sich allenthalben neues Leben, am wahrnehmbaren bei den Vögeln. Sie schreien zum Brütingeschäft oder nisten bereits. Dann finden ihre Herzen von Liebe erfüllt und verkünden uns ihre Glückseligkeit durch ihren jubelnden Gesang. Nun muss es endlich Frühling werden.

Aber auch für uns bricht die schöne Zeit an, da wir wieder in dem Garten unserer Lieblingsbeschäftigung nachgehen können. Aber bald drängen sich die Arbeiten so sehr, daß wir jede freie Stunde zu ihrer Erledigung benutzen müssen. Datum frühe ans Werk.

Im Obstgarten ist es besonders in milden Lagen jetzt die höchste Zeit, den Schnitt, sowie das Anpflanzen der Obstbäume zu beenden. Man versäume nicht, die Kronen junger Bäume in den ersten Jahren nach ihrer Pflanzung regelmäßig zu beschneiden. Dadurch wird ein kräftiges, nicht zu dichtes Astgerüste erzielt. Nun ist es auch Zeit, die Obstbäume zu veredeln. Zuerst wird das Steinobst, dann das Kernobst umveredelt.

Wer im vorigen Jahre von Johannisbeeren und Stachelbeeren Zweige abgesenkt hat, kann sie nunmehr, da sie sich hinreichend bewurzelt haben, vom Mutterstöck abtrennen und als junge Sträucher ausschulen. Erst im nächsten Jahre pflanzt man sie in Reihen mit zwei bzw. einem Meter Abstand. Auch Himbeeren können jetzt noch gepflanzt werden. Abstand der Reihen 1,20 Meter, in den Reihen 0,80 Meter.

Die Erdbeerbette werden, sobald das Land hinsichtlich abgetrocknet ist, gründlich gereinigt, wobei alle alten Blätter und Ranken, sowie das Unkraut beseitigt wird. Dann ist der Boden zwischen den Stöcken zu haben und dabei den im Herbst aufgebrachte Mist mit Erde zu bedecken. Keineswegs darf der Boden zwischen den Reihen umgegraben werden, weil sonst die Wurzeln leicht beschädigt werden können.

Jetzt ist auch die geeignete Zeit, Vorbeugungsmahnahmen gegen Krankheiten und Schädlinge durch Besprühen der Obstbäume zu treffen. Ausgang des Winters empfiehlt es sich, die Kernobstbäume mit einer 10prozentigen Obstbaumkarbolineumlösung zu besprühen, wodurch viele Blattläuseier, Schildläuse und sonstige Schädlinge vernichtet werden. Vor der Blüte besprühe man außerdem zum erstenmal das Kernobst mit einer aweiiprozentigen Kupfersulfatbrühe oder mit einer 1,5prozentigen Natriavasentalsbrühe als Vorbeuge gegen Shorf (*Cuscuta*), Pollerischimmel (*Monilia*) und Meliau. Wird sofort nach der Blüte dieses Sprays noch einmal wiederholt, dann wird auf diese Weise die Obstmaide, die um diese Zeit dem Ei entchlüft und sich anschickt, sich in den Fruchtknoten einzubohren, beim ersten Bissen getötet. Nach 2-3 Wochen ist zum drittenmal ein Besprühen unbedingt nötig. — Gegen den amerikanischen Stachelbeermelau müssen die Sträucher, nachdem die von dem Pilze befallenen Triebzweige entfernt worden sind, mit einer 0,5prozentigen Schwefelstahliumbrühe, besser noch mit einer 1prozentigen Solbarlösung behandelt werden. Auch die von der Blattkronkrankheit im vorigen Jahre befallenen Johannisbeerräucher sind in gleicher Weise zu behandeln.

Im Gemüsegarten können bereits mit Eintritt
milden Wetters in geschützten Lagen die ersten Aussaaten,
besonders der langsam keimenden Samen, vorgenommen wer-
den, wie z. B. Zwiebeln, Karotten, Schwarzwurzeln, Spina-
und Petersilie, aber auch schon Erbsen und Puffbohnen ge-
legt werden.

Die Erbsen können in flachen Kästen im warmen Zimmer verlustiviert und Mitte des Monats ins Freie ausgepflanzt werden. Man erreicht dadurch immerhin einen Vorfrühling von 14 Tagen. — Ende des Monats werden die vorgetriebenen Frühkartoffeln, sobald sich der Boden erwärmt hat, gepflanzt. Bei Frostgefahr sind die aufgegangenen Kartoffeln zu häufeln oder mit Mist abzudecken. In geschützten Lagen können auch schon die überwinterierten Kohlensäen und früher Kopfsalat („Makkontig“) ausgepflanzt werden.

Eine Hauptarbeit bildet das Anlegen der Frühbeete, in die Karotten, Radieschen, Blumentohl und sonstige frühe Kohlsorten, ferner Kopfsalat, Sellerie und Lauch zu säen sind. Sind diese Aussaaten schon im Februar gemacht worden, so sind die jungen Pflanzen nunmehr auf halbwarme Mindeste zu verstopfen.

Im Blumengarten werden die Beete mit Frühlingsblühern (Stiefmütterchen, Gänseblümchen usw.) gesäubert und erhalten einen Dungaus. Auch die Rasenfläche wird gereinigt, die Kanten abgestochen und die Wege in Ordnung gebracht. Bei mildem Wetter sind die Rosen abzudecken und die Hochstämme, wie Strauchrosen, zu schneiden.

Ausgüssen sind auf Beste im freien Land: Kapuzinerfresse, Edelwicken, Rittersporn, Luvinen, Ziermohn und Reidea, dagegen werden Levkojen, Petunien, Phlox, Riesenhanf, Zieritalb u. a. in Töpfe im warmen Zimmer oder ins Mistbeet ausgesät. B. C.

98. ⑤

Knospenschutz und Vogelstraßen

Leider müssen wir an unseren Bäumen und Beerensträuchern die unangenehme Beobachtung machen, daß die Knospen kurz vor ihrer Entfaltung in größerer Menge den Boden bedecken. Wie erklärt sich diese merkwürdige Erscheinung? Wer Zeit und Geduld hat, von irgend einem Vorstech aus, seine Gehölze um diese Zeit zu beobachten, der wird bald die Ursache des Abfalls der Knospen feststellen können. Es sind Vögel, namentlich Buchfinken und Dompfaffen, die sie massenhaft abrufen. Offenbar sind sie auf das erste sarte Grün, das ihnen noch sehr mangelt, um ihren Hunger und Durst zu stillen, verfressen. Darum rüden sie die Knospen ab, wobei natürlich durch ihre Faust eine größere Menge auf den Boden fällt. Unsere Beerensträucher schützen wir am besten vor dieser Unart, wenn wir schwarzen Zwirn durch die Kronen ziehen. Dieselbe Maßnahme läßt sich auch bei dem Zwergobst und bei jüngeren Hochstämmen treffen. Schwieriger ist es schon, ältere Bäume in gleicher Weise zu schützen. Hier ist es schon bequemer, die Kronen mit einer Iprozentigen Obstbaumkarbolineumlösung zu besprühen, womit man auch selbsterklärendlich die Zwergobstbäume und Johannisbeerensträucher besprühen kann. Überhaupt wenden viele Obstzüchter das Obstbaumkarbolineum zur Bekämpfung der am Baume in irgend einer Form, und zwar als Eier, Larven oder Puppen haftenden Schädlinge oder zur Vernichtung der Krankheitskeime (Sporen) sehr gerne an. Tatsächlich hat man dort sehr gute Erfahrungen mit diesem Mittel gemacht, wo es mehrere Jahre hintereinander angewandt wurde. Es kommt allerdings darauf an, daß man nur gutes Obstbaumkarbolineum und dieses zur rechten Zeit sorgfältig verprüzt. So darf beispielsweise Steinobst nicht mehr damit behörkt werden, wenn bereits die Knospen zu schwellen beginnen, da sonst mit Verbrennungen zu rechnen ist. Auch die aufbrechenden Knospen der Birnen sind gegen Karbolineum recht empfindlich, besonders wenn man an einem sonnigen, warmen Tage das Wasser der Lösung rasch verdunstet. Stärker als 1prozentig sollte die Karbolineumlösung, die im Laufe des Winters vor Laubausbruch zu verwenden ist, nicht genommen werden. Bei Apfelbäumen, die im Herbst stark mit Blütläusen befallen waren, leistet sie in dieser Stärke gute Dienste. Dagegen sollte sie bei Zwetschen und Pfirsichen nur in einer Stärke von höchstens acht Prozent angewandt werden. Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß stets für eine gute gleichmäßige Lösung (durch österes Umrühren) gesorgt wird. Im eigenen Interesse sollte man nur bei windstillem Wetter sprühen, damit nicht zu viel Brühe vergeudet wird. — o.

Rat und Unregung.

Das Decken des Wintersalats. Die Decke von Salatbeeten darf nicht zu dicht sein, weil unter zu dicken die Pflanzen leicht faulen und verderben. Eine vorzügliche Decke besteht aus kleingeschämt Reisig, das mit Laub vermischt ist. Sie hält gut warm, ist dabei aber luftig genug, um keine Fäulnis zu veranlassen.

Die Chrysanthemen werden bei ungünstiger und schlechter Lüftung im Winter oft stark vom Meltau befallen. Anfangs lässt sich der Meltau durch Schwefelbelämpfung noch ein-dämmen, später ist dagegen alles umsonst, dann hilft nur ein möglichst starkes Zurückschneiden aller Triebe und eine Ver-besserung der Überwinterungsräume.